

Georg Simmel und der Anfang einer Sexualsoziologie

In der „Einladung zur Gründung einer Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ von 1908 kam eine „Soziologie des sexuellen Lebens“ bereits vor, allerdings erst am Ende, zwischen „Rassen- und Klassenkampf“ sowie „Bevölkerungspolitik“. Eine Marginalie also, für Simmel aber gewiß keine solche. In dem von 25 Personen unterzeichneten Papier dürfte der Eintrag auch auf ihn zurückzuführen sein, vor allem indessen auf den erklärten Sexualwissenschaftler Albert Moll aus Berlin.

Simmel hat als erster die in den Sozialwissenschaften übliche Zurückhaltung gegenüber dem Sexuellen überwunden und damit das mediko-psychologische Monopol gebrochen. Mit dem Sensationserfolg der *Psychopathia sexualis* des Richard v. Krafft-Ebing (1886, zahlreiche Folgeauflagen), mit den sozialpsychologischen Analysen des Briten Havelock Ellis und Sigmund Freuds Jahrhundertwerk *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* von (1905) war die Sexualwissenschaft zum wohl populärsten Newcomer in der Wissenschaftsszene geworden – genau zu Simmels Zeiten und außerhalb der Universität. Eine speziell der Sexualität gewidmete Abhandlung hat Simmel nicht vorgelegt – das Thema begegnet bei ihm passim. Allerdings dokumentieren die Briefbände (GSG 22/23) keine Korrespondenzkontakte mit zeitgenössischen Sexualwissenschaftlern, die gerade in Berlin sehr präsent waren. In der Allgegenwart von geschlechts- und sexualbezogenen Aussagen wird er bis heute von kaum einem zeitgenössischen soziologischen Autor übertroffen. Mein rekonstruktiver Versuch tastet sich eng an den Texten entlang, um zu zeigen, was eine Sexualsoziologie von Georg Simmel erwarten kann. Auch wenn ihm das Unsystematische seines Denkens von Zeitgenossen (etwa Weber, 1991: 11) als Mangel angekreidet wurde, so liegt hier doch eher eine Stärke, denn Simmels Denken bleibt flexibel und täuscht keine apriorische Geordnetheit vor; er vermag sich ungewohnte und neuartige Zusammenhänge zu erschließen wie kein Autor seiner Zeit.

Diese Qualität erweist sich im Bereich Geschlecht und Sexualität in besonderem Maße. Simmel wagt sich – vielleicht als erster – in den ‚dunklen Kontinent‘ (ein Freud-Diktum), d.h. die weibliche Sexualität. Er spitzt die Asymmetrien im Geschlechterverhältnis zu. Die theoretische Erfassung dessen kritisiert z.B. Christa Rohde-Dachser (Rohde-Dachser, 1991: 95ff.), die dann aber Simmels Erkenntnis billigt, wonach Frauen sehr viel seltener als der Mann ihre eigene Geschlechtlichkeit und die Geschlechtsgebundenheit menschlichen Handelns aus dem Blick verlieren (ebd.: 106). Der geschlechtersensible, aber nichtfeministische Blick hingegen findet bei Simmel eine Analyse, die zentrale Punkte der feministischen Männlichkeitskritik der letzten Jahrzehnte vorwegnimmt (Meuser, 1998: 33). Nur weil Simmel den soziologischen Befund manchmal metaphysisch hypostasiert, kann er so widersprüchlich rezipiert werden.

Ein Versuch, die zahlreichen ‚Stellen‘ mit sexualbezogenen Gedanken bei Simmel zusammenzuführen, ist bislang nicht dokumentiert. Mit einiger Gewißheit wäre davon eine anregende Konzeption zu erwarten, und zwar dem Denkprogramm des Autors gemäß nicht als geschlossenes ‚System‘, sondern als ‚Fragment‘, welches die Funktion einer umfassenderen Totalität übernimmt (z.B. GSG 16: 243; vgl. Frisby, 1989: 66). Simmel geht – gut passend für das sexuelle Feld – die sozialen Phänomene punktuell und ganz unmittelbar an, anstatt sie aus Allgemeinerem abzuleiten. Man hat dies einen ‚impressionistischen Denkstil‘ genannt. Wenn er selbst gelegentlich einen Artikel aus seiner Feder als ‚Fragment‘ zu bezeichnen, so steht das durchaus vorhandene theoretische Gerüst (Moderne, Lebensform usw.) im Hintergrund (Rammstedt, 2008: 390).

Wenn Simmel sich mit dem Sexuellen befaßte, so gewiß nicht wegen der „modischen Thematisierung der Sexualität“, wie von den Herausgebern der hinterlassenen Vortragstexte und Schriften mit vielleicht pejorativem Unterton angemerkt (GSG 20: 538). Im Gegenteil! Die Präsenz des Themas in seinem Werk sowie die Dichte seiner Einfälle legen die Vermutung nahe, daß es ihm um etwas Existenzielles ging – um die Gestalt des Lebens sowohl im Allgemeinen als auch seines eigenen. In den beiden Jahrzehnten vor und nach 1910 war Sexualität weit weniger ‚in

Mode' als in den 1880/1890ern, 1920ern und wieder 1950 bis 1980. Sonst hätte Simmel sich auch kaum verwundert, daß bei seinem Vortrag am 8. Januar 1917 in Berlin der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war (vgl. GSG 20: 540). Wir brauchen ihm nicht zu unterstellen, er habe bloß auf den Publikumserfolg geschielt; denn das wäre genauso wahr oder unwahr wie bei zahllosen der von ihm bearbeiteten Themen.

Kennzeichnend ist, daß Simmel im ersten Band RL: in den *Simmel Studies* sollte ich die Leserschaft wohl überhaupt mit Wertungen der Werke verschonen. der *Einleitung in die Moralwissenschaft* von 1892 ein Viertel des Umfangs dem Thema Glückseligkeit widmet. Hierbei geht es auch um Lust (GSG 3: 306) – ungewöhnlich für die philosophische Ethik, sehr passend aber für die sexuelle Frage. Ein „prinzipielles Verhältnis zwischen Tugend und Glückseligkeit“ schließt Simmel aus (ebd.: 441). Das heißt, beide variieren unabhängig voneinander; jeglicher Zusammenhang zwischen ihnen ist kontingent. Damit schafft er sich ein für allemal philosophisch den Freiraum für sozialtheoretische Analysen zum Sexuellen. Simmels wissenschaftstheoretischem Credo zufolge läßt sich mit empirischer Forschung die Totalität nicht erreichen; zwar strebe Wissenschaft nach einer absoluten Einheit des Weltbegriffs, es bedürfe aber immer eines Sprungs in andere ‚Deutungssysteme‘: religiöser, metaphysischer, moralischer, ästhetischer Art (vgl. Frisby, 1989: 56). Mochten andere ihn auch für diese Grenzverwischungen kritisieren – in der Sexualwissenschaft sind sie geläufig.

Simmel relativiert frühchristliche Normen der Askese und den Wert geschlechtlicher Enthaltensamkeit; Virginität, Zölibat und Abstinenz in der Ehe sind ihm keine Endzwecke, sondern allenfalls Mittel (GSG 3: 217). „Der unsittliche Trieb tritt in uns als ‚Versuchung‘ auf“, so meine man, als käme er von außen, als ein böser Feind, wohingegen das Ich als „unschuldige Partei“ angesehen werde (ebd.: 239). Dagegen setzt Simmel „die Tatsache, daß nur der Wille des Ich die Handlungen des Ich leitet“ (ebd.: 240). Denn: „Vorstellungen sexueller Art erzeugen die den Geschlechtsakt selbst einleitende Reizung vasomotorischer Nerven u.s.w.“ (ebd.: 241). Über den kritischen Punkt der Schuld entscheidet allein „die innerliche Seite dieses Vorgangs, [...] und nicht die äußere Tat“ (ebd.). Die Lust, „welche wir uns eigentlich aus der Tat

folgend vorstellen“, begleitet schon das Streben und den Weg zu ihr. Diese „psychologische Vorwegnahme des Zieles“ enthält bereits einen Teil der Lust (ebd.: 243). „Auf physiologischem Gebiet zeigt sich das Gleiche unter anderem in dem Lustgefühl, welches die sexuelle Aufregung lange vor ihrer Befriedigung begleitet“ (ebd.: 246).

Simmels Assoziationen zum Sexuellen entzünden sich an zwei Phänomenen, die ihn sich wundern machen: die Geschlechterdifferenz und die Liebe. Dabei sieht bzw. behandelt er nur die zwischengeschlechtliche Beziehung. Sein Blick geht auf das Typische, nicht auf das, was (in seiner Zeit) als deviant gilt. Als Sonderfälle, um die Spannweite eines Kontinuums aufzuzeigen, tauchen manchmal literarische Figuren auf; so beispielsweise der Don Juan als motivational Getriebener (GSG 20: 159) oder Faust als sexueller Abenteurer (ebd.: 138).

Liebe und Sexualität

Simmel zählt die Liebe zu den primären positiven Gefühlen, sie ist nicht aus anderen Elementen zusammengesetzt (vgl. Nedelmann, 1983: 177ff.). Erotische Liebe schafft Wechselwirkungen, doch die so gestifteten Bindungen bleiben instabil, schon weil es an der Gewißheit der Gegenliebe fehlen muß (ebd.: 180). Er beschäftigt sich mit der Philosophie des Erotischen bei Platon und in der Moderne. Die platonische Erotik bezeichne ein einseitiges Habenwollen (ohne Gegenliebe); die moderne hingegen baue auf die Individualität (d.i. des Gegenüber), ihr Ziel sei die Gegenliebe (GSG 20: 183f.). Für den Fall der Liebe sieht er ein tragisches Paradox, denn für ihn bildet gerade die *Individualität* des anderen eine unübersteigbare Barriere. „Insofern ist die Liebe die reinste Tragik: sie entzündet sich nur an der Individualität und zerbricht an der Unüberwindlichkeit der Individualität“ (ebd.: 167).

Simmel bezeichnete es als das große Problem des modernen Geistes, „für alles das, was dem Sinne nach über die Gegebenheit der Lebensphänomene hinausgeht, in ihnen selbst den Platz zu finden, statt es in ein auch räumliches Außerhalb zu verlegen“ (GSG 20: 185). Seit den Griechen sei der Sinn der Liebe „in einem Jenseits ihres unmittelbaren Erlebnisses“ lokalisiert worden (ebd.). Anders die Moderne.

Nicht nach dem Unendlichen streben wir, sondern nach der Einheit des Lebens. Für heute weitergedacht dürfte genau dies die Menschen dazu bringen, alle ihre körperlichen und emotionalen Möglichkeiten auszuloten. Das Physische wird gewissermaßen metaphysisch; „das Leben enthält das, was mehr als Leben ist“ (ebd.). Das Sexuelle wird als „rein sinnlicher Genuß“ bestimmt, gewissermaßen ein *l'art pour l'art*, unterschieden von der geschlechtlichen Liebe. Das spiegele jenen ‚Werterhöhungsprozeß‘ wider, welcher auch in der Bearbeitung der äußeren Natur durch den Menschen allgemein zum Ausdruck komme und zugleich alle verfeinerten und „vergeistigten Formen des Lebens“ als eine „kultivierte Natur“ erweise (Lichtblau, 1992: 213): „Indem wir die Dinge kultivieren, [...] kultivieren wir uns selbst“ (GSG 6: 618) – auch die erotische Liebe hat sich gegenüber dem ursprünglichen Fortpflanzungszweck verselbständigt und Eigenwert gewonnen.

RL: okay Viele Gedanken betreffen das Sexuelle (Erotische) in seinem Verwobensein in den gesamtseelischen Apparat, nicht abgespalten von ihm. Die Liebe erscheint im Sexuellen sowie in vielen anderen Zusammenhängen (Freund, Gott, Vaterland etc.). In ihrer engeren Bedeutung jedoch erhebt sie sich „auf dem Boden der Sexualität“ (GSG 20: 129). Die Alltagsmeinung indessen verbindet beide allzu leichtfertig und errichtet damit eine der trügerischsten Brücken. „Unsere geschlechtliche Bewegtheit verläuft in zwei Bedeutungsschichten“ (ebd.), zunächst: „[D]ie Fortpflanzung aller Art“ – hier (aber *nur* hier!) argumentiert Simmel vitalistisch; bei erotischen Naturen aber emanzipiert sich die Liebe vom Zeugungs- und wird zum Selbstzweck (ebd.: 157). Sodann kann sich der Trieb hedonistisch entfalten (ebd.: 130).

Der Übergang von (reproduktiver) Sexualität in Liebe wird metaphorisiert: „Das triebhafte Leben erzeugt in sich Höhepunkte, mit denen es seine andere Ordnung berührt und die ihm im Moment der Berührung gewissermaßen entrissen werden, um nun [...] auf der Stufe des Seelischen etwas hervorzubringen, was mehr als Leben ist“ (ebd.: 130f.).

Das Verhältnis „zwischen dem Ich und dem Du“, dieser Dualismus läßt sich für Simmel nicht „mit der Alternative von Egoismus und Altruismus“ beschreiben, ebenso wenig wie „das rein triebhafte Verhalten“. Beiden fehlt „ein teleologisches Gerichtetsein“. Der Inhalt

eines Triebes kann nämlich auch „auf das Wohl eines Du, auf die Zerstörung des Ich, auf etwas teleologisch völlig Sinnloses gehen“. Triebe bedeuten keineswegs „nur dem Subjekt nützliche Anpassungen“, Schopenhauer etwa verkenne das Wesen der Liebe, wenn er „die Sehnsucht des Liebenden nach körperlicher Verschmelzung mit der Geliebten einfach als ‚Geschlechtstrieb‘ deklassiert“ (ebd.: 116f.). Mit diesen Überlegungen befreit sich Simmel von der sexualmoralischen Tradition, von Plato über Thomas und Kant bis zum Sozialismus. Die Philosophie habe das erotische Problem nicht beachtet (ebd.: 137); auch die mechanische Addition von Sinnlichkeit und Gemüt verfehle die Einheit von Liebe und Sexualität. Vielmehr müßte doch die Kraft bezeichnet werden, die Sinnlichkeit und Gemüt, „diese beiden so verschiedenen seelischen Elemente in sich oder aneinander bindet“. Das Geheimnis der sexuellen Erotik besteht darin, daß man selbst den Körper des anderen *liebt*, nicht nur ‚begehrt‘ und auch nicht nur ästhetisch ‚anschaut‘ (ebd.: 119f.).

Simmel vermeidet es durchgehend, das Sexuelle vom mental verankerten Handeln abzutrennen. So will er „den Trieb zu einem Verhalten als die Gefühlsseite des schon beginnenden Verhaltens ansehen“ (ebd.: 126). Den Geschlechtsakt gibt es für ihn in mehreren Formen: „in seiner naturhaften Primitivität“ enthält er den Trieb; infolge der menschlichen Ausbildung wird er „mit ganz anderen Inhalten erfüllt“; er kann ihn „um des Vergnügens willen suchen, ohne daß der Trieb eine Rolle spielt“, oder auch aus „Lustbegier“ (ebd.: 164). Schließlich „drängt die rein seelisch-erotische Leidenschaft zu der körperlichen Vereinigung. [...] Hier gilt nicht die banale Genealogie: der Geschlechtstrieb ist die Basis der Liebe – sondern umgekehrt!“ (ebd.).

So betrachtet Simmel das Sexuelle, ohne es von den anderen Vorgängen in Körper-Geist-Seele abzukoppeln. Das mutet manchmal wie eine Relativierung an – eine vielleicht notwendige Distanz zu mechanistischen Trennungen oder Hypertrophien. Er fragt etwa, ob alle Erotik von der Sexualität als ihrer Quelle und bleibenden Substanz ausgehe *oder* ob Erotik eine primäre, selbständige Qualität der Seele sei – und entscheidet sich für das zweite. Klar geschieden werden Sinnlichkeit

und Sexualität einerseits, Liebe andererseits (ebd.: 162f.) – aber bloß kategorial, um ihre Beziehungen untersuchen zu können.

Geschlechterdifferenz und Sexualität

Oft ist bereits über den Gender-Theoretiker Simmel geschrieben worden. Vieles davon enthält Anchlüsse zum Sexuellen und muß, so geläufig es für den Simmel-Kenner auch sein mag, unter dem veränderten Blickwinkel erneut gelesen werden. Zu den sozialtheoretischen Grundgedanken Simmels gehören der Wechselwirkungscharakter sozialer Beziehungen sowie die soziale Differenzierung. Für beides ist ihm das Geschlechterverhältnis paradigmatisch (vgl. Meuser, 1998: 31ff.). Geschlecht wird hier als *relationale* Kategorie verstanden und von der Kategorie des Sexuellen abgesetzt. In der sehr pointierenden Interpretation von Marianne Ulmi hat für Simmel die Geschlechtlichkeit der Frau mit Sexualität im engeren Sinn nichts zu tun, ganz anders als die Geschlechtlichkeit beim Mann (Ulmi, 1989: 80).

Dem Gedanken der sozialen Differenzierung folgend, geht Simmel von der Zweiheit der Geschlechter aus. Er interessiert sich, neben der politischen und sozialen Gleichstellung, für das Besondere der Frau und wie es die zukünftige Kultur bereichern könne. Damit beschreibt er als erster Autor eine *soziale*, weder ideale noch natürlich gegebene Geschlechterordnung. M.a.W., er untersucht die von ihm – in seinem Milieu – vorgefundene Konstruktion. In ihr gilt das männliche Denken und Handeln als neutral, objektiv, ‚allgemein-menschlich‘. Die Frau hingegen repräsentiert das Geschlechtliche als ein Absolutes und ergänzt damit das männliche Tun. Aus diesem Gefälle ergibt sich die Dominanz des Mannes, die wegen der Perspektivendifferenz dem Konflikt der Interessen enthoben bleibt. Die Berufung auf scheinbar universale Prinzipien legitimiert die Machtstellung.

Diese Mechanismen werden ‚kühl‘, ohne explizite Kritik erfaßt, was nicht jedem feministischen Kopf gefällt. Doch immerhin erklärt Simmel bereits 1891 die Kritik „an dem Begriffe der ‚natürlichen Bestimmung‘ des Weibes“ für prinzipiell gerechtfertigt (GSG 1: 283). Seine Bestandsaufnahme trifft – für seine Zeit – zu und eignet sich

als Ansatz kritischer Analyse, kommt er doch zu dem Schluß, daß die Vorrangstellung der Männer gebrochen werden wird, und attestiert der Frauenbewegung eine Bedeutsamkeit, „die die Zukunft unserer Gattung vielleicht tiefer beeinflussen wird als selbst die Arbeiterfrage“ (GSG 7: 66).

Er konstatiert, daß

„das männliche Geschlecht nicht einfach dem weiblichen relativ überlegen ist, sondern zum Allgemein-Menschlichen wird, das die Erscheinungen des einzelnen Männlichen und des einzelnen Weiblichen gleichmäßig normiert“ (GSG 14: 220).

Hierfür mag man Simmel kritisieren; allein er brachte die zu seiner Zeit zweifellos bestehende soziale Struktur des Geschlechterverhältnisses plausibel auf den Begriff – und relativierte das sofort, indem er es auf „die Machtstellung der Männer“ (ebd.) zurückführte. Das habe „für die Beurteilung der Frauen verhängnisvolle Folgen“ (ebd.: 221).

Da Frauen für Simmel als „die einheitlicheren und ganzeren Wesen“ gelten, sind sie treuer als der pietätlose Mann. „Differenziertheit macht untreu, [und] daß die Macht in diesem Sinne benutzt wurde, ist nur der brutale Ausdruck für jene tiefste Wesensverschiedenheit der Geschlechter“ (GSG 7: 291ff.). Die erotischen Beziehungen werden vom Mann als etwas Generelles behandelt, wohingegen sie für die Frau „ihre innerlich eigenste Produktivität“ sind (ebd.: 294). „Das Absolute, das die Sexualität oder die Erotik als kosmisches Prinzip darstellt, wird für den Mann zur bloßen Relation zur Frau; die Relativität, die dieses Gebiet als Beziehung zwischen den Geschlechtern besitzt, wird für die Frau zum Absoluten, Für-sich-Seienden ihres Wesens“ (GSG 14: 226). Die Geschlechterverfassung also disponiert zu unterschiedlichem Erleben und Handeln in der Intimität, beispielsweise eben dazu, daß die Frau das im Vergleich zum Mann das treuere Wesen sei (ebd.: 204).

Immer wieder sucht Simmel die Geschlechterdifferenz in Begriffen des Absoluten und Relativen zu erfassen.

„Die Frau bedarf gar nicht so sehr des Mannes *in genere*, weil sie das sexuelle Leben schon sozusagen in sich hat, als das in sich beschlossene Absolute ihres Wesens; um so mehr bedarf sie, wenn dies Wesen in die Erscheinung treten soll,

des Mannes als Individuum. Der Mann, der viel leichter sexuell zu erregen ist, weil es sich dabei für ihn nicht um eine Bewegtheit der Wesenstotalität, sondern nur einer Teilfunktion handelt, hat dazu nur eine ganz generelle Anregung nötig“ (ebd.: 226f.).

Heute gelesen, erregen solche Sätze nur Kopfschütteln, und es ist ein Leichtes, sich zu distanzieren. Ich gestehe, daß ich mich keiner derartigen Simmel-Schelte anschließe. Eine ahistorische Lektüre alter Texte verfehlt den Gedanken eines Autors, der vor hundert Jahren vor seinem damaligen Publikum über die Verhältnisse seiner Epoche sprach. Jede Soziologie ist Kind ihrer Zeit und kann nur im zeitgenössischen Kontext verstanden und dann für uns heute fruchtbar gemacht werden. Dies vorausgeschickt, muß man sagen, daß Simmels Analysen zum Geschlechterverhältnis in vielem überholt sind. Gleichwohl waren sie seinerzeit avantgardistisch, und zwar nicht utopisch oder gar ‚seherisch‘, daß sie etwas vorweggenommen hätten, sondern töffnend und in eine Zukunft weisend, die sich heute Gender-Theorie nennt. In der Frauenforschung hat in den 1980er Jahren eine intensive Diskussion über Differenz-und-Gleichheit der ‚beiden‘ Geschlechter stattgefunden. Letztlich wollte niemand behaupten, Frauen und Männer unterschieden sich in nichts voneinander. Die hier stets präsente Wertungsfrage entfaltete dann auch noch die Debatte um die besondere Moral der Frau (Carol Gilligan), ganz jenseits einer strategischen geschlechterpolitischen Korrektheit. All dies ist bereits Geschichte, überholt von der Kritik am Binarismus und von der ‚Queer-theory‘, zuletzt noch ins Satirische gezogen mit Buchtiteln wie *Gute Mädchen kommen in den Himmel...* Diese lebhaften Kontroversen begannen erst in den 1970ern, grundstürzend eingeleitet von Erving Goffman, der unter dem Einfluß von Simmel gestanden hat (Smith, 1989; Lenz, 1991: 291ff.).

Wenn wir mithin die alten Texte daraufhin lesen, wie sie die Begründung und Fortentwicklung der Soziologie bewegt haben, statt zu fragen, ob sie wortwörtlich für heute zutreffen – dann müssen wir gar nicht erst krampfhaft versuchen, Simmel zu ‚retten‘. Heutige Kritiken an Simmels Geschlechterkonzeption reiben sich auffällig wenig an seinen Äußerungen über den Mann, sondern an denen über die

Frau. Ritterlicherweise springen männliche Federn dem Feminismus bei (der sich längst wirksam selber gewehrt hat), lassen aber die Zuschreibung, sehr „viel leichter sexuell zu erregen“ zu sein, unangefochten stehen. Vielleicht stimmt das ja (immer noch), jedenfalls die mächtige Strömung der Evolutionspsychologie behauptet und ‚begründet‘ es. Und vielleicht fühlen sich Männer hier gar nicht einmal fehlinterpretiert. Die Leistung von Simmel, um die es soziologiegeschichtlich gehen muß, besteht darin, das Geschlechterphänomen *relational* aufgefaßt zu haben. Er hat Hypothesen sowohl über die Differenzen wie über die Komplementarität der beiden Geschlechter aufgestellt. Darin besteht seine Innovation, die sehr wohl auch in der aktuellen Gender-Theorie noch diskutiert werden kann.

Den passivischen Charakter des weiblichen Geschlechts will Simmel nicht am Symbol oder Faktum der Empfängnis festmachen, sondern gründet ihn auf die „zentripetale Tendenz ihres seelischen Wesens“ (GSG 14: 234). Der ‚nach innen‘ lebende Mensch (hier: die Frau) wird zum mehr oder weniger passiven Objekt für anders gerichtete Naturen. In dieser „Lebensdirektive“ liege der Grund, nicht aber „im Physiologischen noch im Historischen“ (ebd.: 235). Zum Beleg verweist Simmel auf den Verlust der ‚sexuellen Ehre‘, den es im Falle der Vergewaltigung nur für die Frau gebe – „durch etwas, wobei sie rein passiv war“ (ebd.). Und auch die Konstellationen ‚der Mann zwischen zwei Frauen‘ bzw. ‚die Frau zwischen zwei Männern‘ offenbaren den Passivismus der Frau. Das heute öfter erörterte ‚Geliebten‘-Phänomen wird bezeichnenderweise für Frauen diskutiert. Die Freundin neben der Ehefrau gilt als diejenige, die draufzahlt – sie ist es, die wartet und ‚leidet‘. Der Mann fungiert in dieser Konstellation als ‚Dritter‘, aber in ganz anderem Sinne, als wenn sich eine Zweiheit mit einem Dritten erweitert. Und in der Ehe, die gerade durch das Wesen der Intimität gefährdet ist, wird das „Wichtigste der Persönlichkeiten [...], das Geistige, Großzügige“ allmählich herausgeschoben (GSG 8: 352), womit eine Außenbeziehung wahrscheinlicher wird.

Der verschiedene *Sozial*charakter der Geschlechter schlägt sich nieder im *Sexual*charakter. Mehrfach merkt Simmel an, Männer langweilten sich im allgemeinen eher als Frauen (ebd.; vgl. GSG 14:

237). Nicht zuletzt deswegen mag das ‚erste Geschlecht‘ früher der Motor von Innovationen auf sexuellem Gebiete gewesen sein; Simmel analysiert die Geschlechtsspezifika im *Nein-* und *Jasagen*, im *Sich-Versagen* und *Sich-Hingeben*. Die sexuelle Rolle des weiblichen Geschlechts sei es, „das wählende zu sein“ (ebd.: 264). Er meint, „das Sich-Gebenkönnen der Frau [sei] ein so erschöpfender Ausdruck ihres Seins, wie ihn vielleicht der Mann auf diesem Wege niemals erreichen kann“ (ebd.). Die Frau verlockt hierzu „der Reiz der Freiheit und der Macht“ (ebd.: 264f.), den Mann die „auf ein schließliches Glücksgefühl hin orientierte Erlebnisreihe“ (ebd.: 266).

An der *Koketterie*, „als einer der zugespitztesten Fälle dieser Erfahrung“, untersucht Simmel die Erlebnisdifferenz. Die Lustbedeutung erstreckt sich auch auf umso entferntere, symbolischere Momente des erotischen Gebiets, je kultivierter die Persönlichkeit ist. Wir empfinden das „als Reiz, als das lockende Spiel um die Gunst der unberechenbaren Mächte“. Für Simmel liegt hier der „eudämonistische Wert des Hazards“ (ebd.: 266f.). Wegen des Nuancenreichtums und der Zweckfreiheit dieses Spiels zieht er eine Analogie zur Kunst (ebd.: 268ff.) – *ohne* damit das vorsexuelle Handeln zu ästhetisieren. Seine Beobachtungen dürften auch ein Jahrhundert später noch gelten. Wie überhaupt festzuhalten ist: „Die von Simmel formulierten Überlegungen sind in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung von zentraler Bedeutung geblieben“ (Villa, 2007: 449). Allerdings klingen weder Kontingenz noch Historizität der Geschlechtscharaktere an; dazu mußten sich erst eine Wissenssoziologie und das sozialhistorische Vorgehen entwickeln. Simmel argumentiert letztlich ontologisch, ein heute kaum noch verfolgter Ansatz im Denken über Geschlechtlichkeit.

Deviante Sexualformen, insbesondere Prostitution

Wenn Simmel sich für das Prostitutionsphänomen interessierte, dann nicht, weil die zeitgenössische Sexualwissenschaft so sehr auf die ‚abweichenden‘ Sexualformen fixiert war. Vielmehr verlängerte er die Überlegungen zur *Philosophie des Geldes* in die geschlechtliche Sphäre hinein. Und wie sein wichtigstes Werk aus einer ursprünglich

geplanten ‚soziologischen Ästhetik‘ erwachsen war und er in der Kunst die ‚Vielheit der Stile‘ anerkannte, so dürfte er auch einen Pluralismus der Sexualformen als der „Wechsel- und Gegensatzform des Lebens“ (GSG 3: 640) angemessen erachtet haben. Gesellschaft und Kultur der Moderne unterliegen keinem Richtigkeitsmuster, sondern folgen der Fluktuation der Lebensformen, wie sie Zygmunt Bauman erst für die allerjüngste Zeit konstatiert hat (Bauman, 2003).

Die Gestaltungen des Sexuellen werden zu einer Frage des *Stils*, eines erst heute selbstverständlich gewordenen Konzepts gesellschaftlicher Selbstdeutung. Die Ausweitung des sexuellen Repertoires an Sexualformen, die Zunahme der Subkulturen sexuellen Konsums, das Schwinden identitärer Festlegungen in den Sexualbiografien – all dies bestätigt Simmels Befund für die Bereiche von Kunst, Mode, Schmuck, Geselligkeit, Abenteuer usf.:

„Was den modernen Menschen so stark zum Stil treibt, ist die Entlastung und Verhüllung des Persönlichen, die das Wesen des Stiles ist. [...] Die stilisierte Äußerung, Lebensform, Geschmack – alles dies sind Schranken und Distanzierungen, an denen der exaggenierte Subjektivismus der Zeit ein Gegengewicht und eine Hülle findet“ (GSG 8: 382).

In Simmels Werk stößt man immer wieder auf Gedanken, die auf das Sexuelle anwendbar sind, auch wenn sie sich nicht ausdrücklich darauf beziehen. Beispielsweise erwähnt er den „Reiz des Fragments, der bloßen Andeutung [...], des Symbols“, mit denen wir die „Beziehungslosigkeit zu unseren persönlichsten und unmittelbaren Interessen“ überbrücken. In pathologischer Ausartung sei dies eine Berührungsangst, also „die Furcht, in allzu nahe Berührung mit den Objekten zu kommen“. Damit ließe sich wohl der heutige Mengen- und Breitenerfolg der Pornografie erklären und ebenso die von Volkmar Sigusch diagnostizierte Dissoziation und Dispersion des Sexuellen. Nicht zuletzt die Prostitution steht für „jene innere Tendenz, die wir unter dem Symbol der Distanz betrachten“ (GSG 3: 660f.).

Im Jahre 1892 schrieb ein Anonymus (der aber in der einzigen Fußnote des Artikels auf seinen Namen, G. Simmel, indirekt hinwies):

„Über eines gebe man sich keinen Illusionen hin: solange die Ehe existiert, solange wird es Prostitution geben. Nur bei völlig freier Liebe, wenn der Gegensatz zwischen Legitimität und Illegitimität überhaupt hinfällig geworden ist, wird man nicht mehr besonderer, der sexuellen Befriedigung des männlichen Geschlechts geweihter Personen bedürfen“ (GSG 17: 268).

Der Autor meint gewiß kein Naturgesetz, wohl aber den männlichen Geschlechtscharakter seiner Zeit. Gut ein Jahrhundert später ist die Sexualität nicht ‚völlig frei‘ – wie könnte sie das je sein? –, wohl aber bestehen ausgedehnte vor- und nebeneheliche Sexualbeziehungen.

Simmel scheint sich mit der Ubiquität der Prostitution abzufinden, ja er bringt sie auf den Begriff, indem er die Ähnlichkeit der Tauschvorgänge von Waren bzw. Intimitäten gegen Geld herausarbeitet:

„Nur die Transaktion um Geld trägt jenen Charakter einer ganz momentanen Beziehung, die keine Spuren hinterläßt, wie er der Prostitution eigen ist. Mit der Hingabe von Geld hat man sich vollständiger aus der Beziehung gelöst, sich radikaler mit ihr abgefunden, als mit der Hingabe irgendeines qualifizierten Gegenstandes [...]. Der momentan aufgepipfelten und ebenso momentan verlöschenden Begierde, der die Prostitution dient, ist allein das Geldäquivalent angemessen, das zu nichts verbindet und prinzipiell in jedem Augenblick zur Hand ist und in jedem Augenblick willkommen ist“ (GSG 6: 513).

Und mehr noch:

„So empfindet man auch umgekehrt am Wesen des Geldes selbst etwas vom Wesen der Prostitution. Die Indifferenz, in der es sich jeder Verwendung darbietet, die Treulosigkeit, mit der es sich von jedem Subjekt löst, weil es mit keinem eigentlich verbunden war, die jede Herzensbeziehung ausschließende Sachlichkeit, die ihm als reinem Mittel eignet – alles dies stiftet eine verhängnisvolle Analogie zwischen ihm und der Prostitution“ (ebd.: 514).

Gegen das Kantsche Moralgebot, niemals einen Menschen als bloßes Mittel zu gebrauchen, wird in der Prostitution von beiden beteiligten Seiten verstoßen. Sie ist der prägnanteste Fall einer gegenseitigen Herabdrückung zum bloßen Mittel, sodaß „die fürchterliche, in der Prostitution liegende Entwürdigung in ihrem Geldäquivalent den schärfsten Ausdruck findet“ (ebd.).

Simmel beweist ausführlich die Ungleichwertigkeit der beiderseitigen Leistungen. Der persönlichste und auf die größte Reserve ange-

wiesene Besitz der Frau werde auf eine Weise herabgesetzt, daß der allerneutralste, allem Persönlichen fernste Wert (der Geldlohn) als angemessenes Äquivalent für ihn empfunden wird. Simmel setzt sich mit denkbaren Gegenargumenten auseinander, bleibt aber beim Äquivalenzargument: Der Mann setzt ein Minimum seines Ich, die Frau aber ein Maximum ein, unendlich persönlicher, wesentlicher, das Ich umfassender (ebd.: 515, 517).

Weitere Züge des sexuellen Feldes

Den Schriften der zu seiner Zeit entstehenden Sexualwissenschaft dürfte Simmel mit Skepsis begegnet sein. Ein Kopf wie er muß den Mangel an philosophischer Tiefe empfunden haben, und die voreingenommene Orientierung an Pathologien stand quer zu einer soziologischen Perspektive. Deutlich wird das in dem Artikel „Zur Psychologie der Scham“, worin er es rundweg ablehnt, sich mit dem einschlägigen Buch von Havelock Ellis näher zu beschäftigen, solange die hier angeführten „ethnologischen Einzel Tatsachen“ nicht „mit der größten kritischen Vorsicht und genauer Kenntnis der Kulturen der betreffenden Völkerschaften ausgewählt sind“ (GSG 1: 432). Statt einer empirischen Generalisierung benutzt Simmel den Weg intuitiver Theoriebildung, beispielsweise so: „Alles Schamgefühl beruht auf dem Sich-Abheben des Einzelnen“ (GSG 14: 207).

Seiner „Soziologie der Sinne“ fügt Simmel in der zweiten Fassung (GSG 8: 276-292) einiges zum *Geschlechtssinn* an, und zwar über das Inzestverbot. Dieses existiere kulturell unterschiedlich ausgeformt und solle die durch räumliche Nähe Verwandter entstehenden Verlockungen unterbinden. Die im Simmelschen Werk so wichtigen und einflußreich gewordenen Themen des *Fremden* und des *Geheimnisses* (GSG 11: 764-771, 383-455) eignen sich dazu, der sozialen Verfassung der Sexualität einen Rahmen zu geben, wenn nur die Texte in dieser Richtung gelesen und fruchtbar gemacht würden. Alles sexuelle Handeln wird auch durch Informationskontrolle bestimmt, und die unausgesprochen bleibenden Wünsche der Sexualpartner machen aus ihrer Begegnung allzu oft eine zwischen Fremden: In der Spannung zwi-

schen Kennen und Nichtwissen über den anderen konstituiert sich die soziale Beziehung gerade auch in der Intimität (Moebius, 2002: 16).

Über das *Intime* denkt Simmel in seinem Artikel „Die Gesellschaft zu zweien“ nach. Erotische Beziehungen (und nicht nur sie) mögen uns als einzigartig erscheinen und erzeugen doch ein Gefühl der Trivialität. Als etwas Seltenes besitzen sie einen Wert, den sie aber in der Wiederholung einbüßen. Gerade in den Verhältnissen zu zweien wie Liebe und Ehe gerate „der Ton der Trivialität oft zur Verzweiflung und zum Verhängnis“ (GSG 8: 350f.).

Einschätzungen

Simmels Beiträge zu Sexualität und Geschlecht stehen verstreut in seinem ohnehin nie auf Geschlossenheit zielenden Werk. Die ständige Wiederkehr des Themas aber dürfte belegen, daß es sich nicht um Nebenaspekte oder Fragmentarisches handelt; denn sie decken „alle zentralen Topoi ab, welche für das Problembewußtsein der bürgerlichen Frauenbewegung bis zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen Machtergreifung maßgeblich waren“ (Lichtblau, 1992: 194). Simmels Analyse stellt die moderne Kultur auf den Prüfstand; sie sei einseitig durch ein männliches Prinzip – Rationalismus, Intellektualismus, Objektivismus – geprägt. Das geschlechterpolitische Ziel sieht Simmel in einer „objektiven Kultur, die mit der Nuance weiblicher Produktivität bereichert ist“ (GSG 7: 81).

Simmel sah in der geschlechtlichen Liebe eine der „großen Gestaltungskategorien des Daseienden“ (GSG 20: 123). Als zeitgenössische Gegenspieler können Marianne und Max Weber gelten, die die bürgerliche Sexualmoral verteidigten und dafür den Standpunkt einer protestantisch geprägten Askese bezogen – sie lebten ja auch in einer Josephsehe. Simmels Retourkutsche kam erst posthum: „Was der erotische Mensch jedenfalls nicht ist: ein sparsamer Haushalter, ein differenzierter Berufsmensch, ein Hypochonder“ (GSG 20: 159). Dies bedeutete eine dreifache Spitze gegen den Zeitgenossen Max Weber. Der *Sparsame* figuriert als Vertreter der protestantischen Ethik, der *Berufsmensch* wiederholt einen Weberschen Begriff, und der *Hypo-*

chonder liest sich wie eine Anspielung auf die Person Max Webers mit seiner Krankengeschichte (Zusammenbruch und Depression).

Eine gezielte Lektüre seiner Schriften beweist, daß Simmel die erotisch-sexuelle Sphäre weit beständiger vor Augen hatte als fast ausnahmslos seine Feinde und Exegeten. In der Soziologie berufen sich gerade solche Autoren auf Simmel, die sich mit dem Bereich von Körper, Emotion und damit Sexualität auseinandersetzen. Zu nennen sind Erving Goffman (vgl. Lenz, 1998: 25ff.), Murray S. Davis sowie die neu erwachten Forschungen über die persönlichen Beziehungen. Simmel sei „sicherlich der Klassiker, der für eine Soziologie persönlicher Beziehung die meisten Anregungen geben kann“ (Lenz, 2009: 31). Diese Autoren untersuchen am emotionalen Handeln nicht bloß die Triebregulierung (wie Sigmund Freud) oder die Beherrschung des Triebapparats (wie Norbert Elias), sondern die „soziale Fähigkeit der kontext- und situationspezifischen Evozierung, darstellungsmäßigen Variation und Dosierung von Emotionen“, wobei „die von Simmel wiederholt diskutierten Dimensionen aufzugreifen“ sind (Nedelmann, 1983: 204). Damit öffnet sich ein Zugang zu jenem Schnittfeld von Körper und Emotion, dem Sexuellen nämlich, das von der Soziologie so lange vernachlässigt worden ist.

Großtheoretiker wie Max Weber und Talcott Parsons pflegen Simmel meist zu ignorieren (vgl. Gerhardt, 2001: 437). So hat sich aus Simmels Wirken keine soziologische Schule entwickelt; nur haben überaus viele Autoren sich bei einzelnen seiner Theoreme bedient. Luhmann zog ihn bei passender Gelegenheit heran, insbesondere in seiner *Liebe als Passion* von 1982. Selbst ein Kritiker wie Theodor W. Adorno war sich „sehr wohl der prägenden Wirkung Simmels auf sein Denken bewußt“ (Lichtblau, 1997: 146); der Einfluß hatte sich über Siegfried Kracauer vermittelt. Zu den Kultursoziologen Walter Benjamin und Kracauer führt eine mehr oder minder gerade Linie (vgl. Frisby, 1989; Meyer, 2005). Heute bekennt sich Zygmunt Bauman zu Simmel, „von dem ich mehr gelernt habe als von jedem anderen Soziologen und dessen Weise, die Soziologie zu betreiben (*doing sociology*), für mich bis zum Ende ein unerreichbares Ideal sein wird“ (vgl. Villa 2007: 447).

Das postmoderne Modell von Vielfalt und Toleranz findet in Simmel einen frühen Vordenker.

Die Anregungskraft von Simmels Skizzen konnte auch ich in meiner Gesamtdarstellung zur *Soziologie der Sexualität* (Lautmann, 2002) an vielen Stellen verwenden; tatsächlich starten alle kulturalistischen Untersuchungen zur Pluralisierung des Begehrens am besten bei Simmel. Das Begehren des modernen Menschen zielt nicht mehr so sehr auf ein Besitzenwollen – und wo doch, da sind die Schranken der Konsensmoral und des Gewaltverbots in Sichtweite. Stattdessen steht heute das eigene Genießen im Vordergrund. Hier entsteht ein ähnliches Paradox, wie Simmel es für die Liebe herausgearbeitet hat. In dieser Zwickmühle suchen die Menschen nach neuen Punkten der Verschmelzung; von der *possessiven Liebe* wenden sie sich ab und einem *obsessiven Begehren* zu. Darin könnte man den fortdauernden Quellgrund für eine Pluralisierung der Begehrensformen finden.

Um Simmels Hinweise auf die Geschlechterdifferenzen im Sexuellen fortzuführen: Heute ist es die Transformation des Geschlechterverhältnisses, welche die Metamorphosen des Begehrens antreibt. Das weibliche Begehren wird im Verlauf des 20. Jahrhunderts mobilisiert. Es entsteht eine Art ‚doppelter Kontingenz‘: Wenn *beide* Seiten einer sexuellen Interaktion aktiv werden, gibt es die männliche Alleinsteuerung nicht mehr. Das wechselseitige Überraschen muß die sexuelle Szenerie in besonderem Maße verändern – ein Prozeß, der erst begonnen hat und die Pluralisierung auch zukünftig anheizen wird.

Bibliografie

- BAUMAN, Z., 2003, *Flüssige Moderne*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- FRISBY, D., 1989, *Fragmente der Moderne: Georg Simmel – Siegfried Kracauer – Walter Benjamin*, Rheda-Wiedenbrück: Daedalus.
- GERHARDT, U., 2001, *Idealtypus. Zur methodologischen Begründung der modernen Soziologie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- LAUTMANN, R., 2002, *Soziologie der Sexualität*, Weinheim: Juventa.
- LENZ, K., 1991, „Goffman – ein Strukturalist?“, Hettlage, R., Lenz, K. (Hg.), *Erving Goffman – ein Klassiker der zweiten Generation*, Bern: Haupt, 243-297.
- LENZ, K., 1998, *Soziologie der Zweierbeziehung*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- LENZ, K., 2009, „Persönliche Beziehungen – Soziologische Traditionslinien“, ders., Nestmann, F., (Hg.), *Handbuch Persönliche Beziehungen*, Weinheim: Juventa, 29-47.
- LICHTBLAU, K., 1992, „Eros und Kultur“, Ostner, I., Lichtblau, K. (Hg.), *Feministische Vernunftkritik*, Frankfurt/M.: Campus, 189-219.
- LICHTBLAU, K., 1997, *Georg Simmel*, Frankfurt/M.: Campus.
- MENZER, U., 1992, *Subjektive und objektive Kultur. Georg Simmels Philosophie der Geschlechter vor dem Hintergrund seines Kulturbegriffs*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- MEYER, I., 2005, „Benjamin, Adorno und im Hintergrund der Dritte. Transformationen des Simmelschen Differenzierungsgedankens: Mode, Allegorie und der ‚Essay als Form‘“, *Simmel Studies* 15/1: 63-113.
- MEUSER, M., 1998, *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, Opladen: Leske & Budrich.
- MOEBIUS, S., 2002, *Simmel lesen*, Freiburg: ibidem.
- NEDELMANN, B., 1983, „Georg Simmel – Emotion und Wechselwirkung in intimen Gruppen“, Neidhardt, F. (Hg.), *Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 174-209.
- PARSONS, T., 1949, *The Structure of Social Action* (1937), New York: Free Press.
- RAMMSTEDT, O., 2008, „Georg Simmel und die Soziologie“, Simmel, G., *Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 361-392.
- ROHDE-DACHSER, C., 1991, *Expedition in den dunklen Kontinent*, Heidelberg: Springer.
- SIMMEL, G. 1989ff., *Gesamtausgabe* (GSG), Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- SMITH, G.W.H., 1989, „Snapshots ‚sub specie aeternitatis‘: Simmel, Goffman and formal sociology“, *Human Studies* 12: 19-57.
- Ulmi, M., 1989, *Frauenfragen, Männergedanken. Zu Georg Simmels Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, Zürich: efef.
- VILLA, P.-I., 2007, „Pluralisierung, Unordnung, Verwerfung“, Junge, M., Kron, T. (Hg.), *Zygmunt Bauman: Soziologie zwischen Postmoderne, Ethik und Gegenwartsdiagnose*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 447-473.
- WEBER, M., 1991, „Georg Simmel als Soziologe und Theoretiker der Geldwirtschaft“, *Simmel Newsletter* 1: 9-13.